

*1. 2 Die Geburt des Menschen – biologisch*

**Satz 1. 2: Der Mensch steht zugleich in der Natur und über ihr. Wie geht er aus ihr hervor, wie urteilt er über sie?**

Um mit der Antwort gleich ins Haus zu fallen: Weil die Natur selbst nicht ganz sie selbst ist. Ihre Identität ist nicht vollkommen, deshalb kann der Mensch aus ihr hervorgegangen sein und zugleich über ihr stehen und über sie ein echtes Urteil fällen. Er kann ihr Produkt und zugleich mehr sein als ihr Produkt. Um es noch anders zu sagen: Der Mensch ist vollständig aus der Natur hervorgegangen und doch nicht vollständig von ihr hervorgebracht worden, weil die Natur mit ihren Prinzipien von Zufall und Notwendigkeit selbst nicht vollständig ist.

Beginnen wir langsam zu buchstabieren. Welche Definitionen vom Menschen kennen wir? Ich trenne zunächst einmal die positiven von den negativen Versuchen ab; die positiven wollen ihm einen unterscheidenden Besitz zusprechen, zum Beispiel die Intelligenz, die negativen ab-sprechen, zum Beispiel den Besitz des Lebens. Es wird unsere große Aufgabe sein, den Ort zu suchen, wo sich die positiven und die negativen Definitionen verbinden lassen.

Der Mensch gebraucht Werkzeuge, er baut Unterkünfte, er trägt Kleider, er begräbt Tote; das tut er alles sehr früh in seiner Geschichte, man kann auch sagen, er tut es vom Augenblick seiner Geburt an. Jede dieser Eigenschaften taugt ein wenig, um den Menschen zu definieren und ihn von seiner Verwandtschaft im Tierreich abzusetzen. Doch so völlig durchschlagend ist keine dieser Eigenschaften. Leute, die den Menschen lieber als natürliches Produkt der Natur ansehen wollen, sogenannte Naturalisten, führen gegen den Werkzeuggebrauch des Menschen einfach ein paar Affen an, die mit Stöcken nach Bananen schlagen, oder auch Vögel, die Nester bauen, oder Hamster, die sich in einem Haufen von Blättern verstecken, wenn es kalt wird, oder auch Elefanten, die zu dem Platz am Flussufer zurückkehren, wo ihr Leitbulle vor Monaten und Jahren gestorben ist. Die Quantität ist beim Menschen ungleich größer, sagen sie, tausendfach, millionenfach gesteigert gegenüber dem Stand des höchst entwickelten Tieres, doch was nützt die Quantität, wenn die Qualität fehlt, wenn es gilt, den Menschen zu definieren? Die Qualität bestimmt eine Definition, deshalb versagen am Ende alle positiven Definitionen. Sollten wir vielleicht noch nach ganz anderen Qualitäten forschen? Haben wir eine Qualität des Menschen bisher übersehen, die vielleicht selbst im Leben des Menschen erst spät zum Tragen gekommen ist? Sollen wir definieren: Der Mensch ist das Lebewesen, das rechnen, schreiben, lesen, singen kann? Doch was machen wir mit all den Menschen seit den Tagen Adams, die viele Jahrzehntausende all das noch nicht konnten? Schließlich mussten Rechnen, Schreiben, Lesen und Singen erst erfunden und langsam gelernt werden, was Äonen in Anspruch nahm. Wie bringen wir diese seltsamen Eigenschaften mit dem Menschsein zusammen? Schließlich wird man Spuren dieser Fähigkeiten auch im Tierreich finden, und damit ist die Möglichkeit zur Definition wieder dahin.

Oder nicht ganz. Es muss die ungeheure quantitative Überlegenheit des Menschen in vielen Eigenschaften, nämlich in den zweimal vier, die ich genannt habe, und in den vielen, die ich nicht genannt habe, auch etwas mit dem Menschsein selbst zu tun haben. Eine solch überragende Quantität hat auch ihre Qualität. Nur welche? Der einfache Weg, ein direktes Alleinstellungsmerkmal ausfindig zu machen, ist immer wieder versucht und zum Scheitern gebracht worden. Dieses Scheitern ist uns nützlich, denn es fordert uns zu vertieftem Nachdenken auf.

Eine reine Außenbeschreibung reicht für den Menschen nicht aus, so kann er nicht definiert werden, so können wir Kants Frage nicht beantworten: Was ist der Mensch? Wir haben ausreichend viele Hinweise für die Echtheit der Evolution, für den Prozess, der in immer neuer Anstrengung immer neue oder stärkere Differenzen zwischen Innen und Außen hervorgebracht hat. Beide, die vegetative wie die rationale Seite der Seele dienen diesem Vorgang. Es liegt jetzt auf der Hand, wie wir vorgehen müssen. Die vegetative Seele und die Zellwand des Einzellers, das sind die Außenbetrachtungen auf das Innere, soll heißen, es sind Blicke von außen, die in ein Inneres eindringen wollen. Dagegen ist die Rationalität eine Betrachtung des Äußeren, die von innen ihren Ausgang nimmt und die Außenwelt erfassen will. Diese beiden Richtungen bieten sich unserem Blick recht bequem dar.

Jetzt kommt als Drittes die Bewertung des Äußeren zugleich mit dem Inneren ins Spiel, das ist die Persönlichkeit. Die Evolution bringt in dem unaufhörlichen Prozess von Zufall und Notwendigkeit immer mehr Freiheit hervor, die beim Menschen unübertrefflich wird, weil er sie als endliche Freiheit erkennt, wobei beides zu betonen ist, die Freiheit und die Endlichkeit. Er kommt in ihren Besitz, indem er sie als empfangen und deshalb als gefährdet verstanden hat. Das große Wissen um die Sterblichkeit! Hier nimmt dann die letzte Definition der Seele, die personale Seele, ihre Stelle ein: Die Person ist die unmittelbare Existenz als die Quelle aller anderen Mitteilbarkeit.

Wir sollten hier einen kleinen historische Ausflug machen. Die Entdeckung der drei Stufen des Seelischen ereignet sich selbst in drei Stufen. Es scheint auch nicht mehr Stufen geben zu können, weil eine Relation, eine Beziehung von A zu B, drei Gestalten hat, den Punkt A, den Punkt B und die Verbindung von A zu B.

Von der Seele, lateinisch Anima oder griechisch Psyche, ist schon seit Jahrtausenden in der westlichen Welt die Rede, und zwar in den drei Gestalten, die wir genannt haben. Wenn Platon oder Pythagoras oder noch ältere Mysterienkulte den Tod die Trennung von Leib und Seele genannt haben, dann treffen wir hier auf die Seele in der Gestalt der vegetativen Kraft, die einen Körper belebt. Die äußere Wirklichkeit ist leichter zu verstehen als die innere und wird im Laufe der Geschichte zuerst erkannt. Wenn ein belebter Körper plötzlich tot ist, dann muss ihm etwas zugestoßen sein, es muss ihm etwas fehlen, dann hat das Lebewesen im Tod seine Kraft verloren, die wir Seele nennen können. Die zweite Stufe ist die Vernunft oder der Geist oder der Nous, das ist die Fähigkeit des inneren Lebens, nach außen zu blicken. Vielleicht kommt ihre Benennung dem Anaxagoras zu, von dem Platon im ‚Phaidon‘ berichtet. Dieser Anaxagoras, heißt es da, habe im 5. Jahrhundert vor Christus gelehrt, alle Dinge seien von der Vernunft geleitet, vom Nous. Sokrates erzählt, er habe einmal einen Menschen aus einem Buch lesen hören, wie er vom Anaxagoras sagte, dieser habe behauptet, ‚die Vernunft ordne alles und sie sei die Ursache aller Dinge‘. Die Vernunft meint hier einfach die seelische Fähigkeit eines Lebewesens, die Außenwelt aus der Innenwelt heraus zu erkennen und in der Welt sachgemäß zu handeln. Sachgemäßheit ist erfolgreich angewandte Vernunft. Die Löwen wissen, wann die Gazellen sich zum Weiden auf der Lichtung einfinden, so handeln sie sachgemäß oder rational, wenn sie zur gleichen Tageszeit ebenfalls zur Stelle sind. Auch das Wissen vom Mond, der sich jedes Jahr um vier Zentimeter von der Erde entfernt, ist rational, nur interessiert diese astronomische Tatsache die Löwen nicht, weil es ihnen beim Jagen nicht hilft. Die klassische Formel für diese zweite Form der Seele stammt von dem Philosophen Boethius um das Jahr 500 nach Christus. Er spricht zwar von der Person, was wir allerdings als Seele in der Form der Rationalität verstehen können. ‚Persona est rationalis naturae individua substantia‘, also eine Person oder die Seele ist eine individuelle Substanz von vernünftiger Natur.

Die beiden Stufen werden überboten und vereinigt durch eine Formel, die Richard von St. Viktor im 12. Jahrhundert gefunden hat. Er nennt die Person oder die Seele eine nicht mitteilbare Existenz: ‚Persona divina est divinae naturae incommunicabilis existentia.‘ Er spricht zunächst nur von den trinitarischen Personen in dieser Weise, aber nichts hindert uns, diese Bestimmung der Person auch für den Menschen zu übernehmen. Hier erst sind wir auf der Höhe der Selbstwahrnehmung des Innenraumes angekommen. Hier hat die Naturgeschichte, die Kulturgeschichte und die Religionsgeschichte ihren Höhepunkt erreicht. Wenn der Sinn der Geschichte darin besteht, dem Unterschied von Außen und Außen eine Gestalt zu geben, dann hat sie hier ihr Ziel erreicht. In ungeheurer Eindeutigkeit, doch auch Langsamkeit und Massenhaftigkeit ist sie den Weg zu immer mehr Innenleben in der Außenwelt gegangen. Mit der Definition der nicht mitteilbaren Existenz ist die Gestaltung des Innenlebens vollendet. Das Ich, das vieles von sich mitteilt, aber dieses Ich eben nicht, weil es die Quelle der Mitteilung ist, bildet den springenden Punkt, das punctum saliens, das alle andere inneren und äußeren Organe in seinen Dienst stellt, also auch das Bewusstsein, das Sprechen, das Singen und so weiter bis hin zum Begraben der Toten. Ich denke, wir können den Inhalt der drei Stufen auf folgende Weise ausdrücken.

1. Stufe: Ausbildung des Unterschiedes von Innen und Außen seit dem Urknall in der unbelebten und belebten Welt als Voraussetzung jeglicher Mitteilung.
2. Stufe: Gebrauch des Unterschiedes in der Mitteilung in der belebten Welt.
3. Stufe: Die Unmittelbarkeit der Person als Wohnen im unzugänglichen Lichte in der bewussten Welt.

Wie ich schon einmal andeuten möchte, können wir diese Stufen auch die evolutive Entwicklung der anthropologischen Trinität nennen, weil auch innergöttliche Trinität die Mitteilung aus nicht mitteilbarer Individualität ist.

Jetzt können wir uns der schwierigen Frage zuwenden, warum alle Versuche, den Menschen positiv zu definieren, gescheitert sind. Ich meine, nach unseren Vorbereitungen liegt die Antwort auf der Hand. Eine Definition kann nur bei wirklich objektiven Dingen gelingen, denn sie setzt eine Ja-Nein-Entscheidung in die Welt. Die Sonne – steht sie nun am Himmel oder nicht? In den 24 Stunden ihres Umlaufs ist fast immer klar, ob es nun Tag oder Nacht ist, nur während der fünf Minuten ihres Auf- und Unterganges vielleicht nicht. Eine völlig saubere Definition kann es selbst in der Mathematik nicht geben, wie nach dem Ergebnis von Gödel aus dem Jahr 1931 bekannt ist. Noch weniger als im Modell gibt es die volle Klarheit in der Natur. Einzig der Unterschied zwischen einer sehr guten Definition und einer sehr schlechten bleibt bestehen. Nur, was ist der Unterschied genau? Keine Antwort.

Das Spiel zwischen qualitativem und quantitativem Abstand von Mensch und Tier bekommt jetzt einen Sinn. Wenn der Unterschied von Innen und Außen vollständig in Erscheinung getreten ist, geschieht die Menschwerdung: Der Menschen ist die Unmittelbarkeit des Ich nach außen – bei beständiger Mitteilung aus dem Innenleben. Rein biologisch ist eine solche Innerlichkeit nicht zu erkennen, deshalb die vielen Schwierigkeiten bei allen Definitionsversuchen. Dennoch hat die Vollendung der Innerlichkeit biologische Konsequenzen, das soll heißen, der Mensch benimmt sich nach der Wahrnehmung der Unmittelbarkeit des Ich auch in seinem Leben anders. Der Unterschied zum Tier wächst mit rasender Geschwindigkeit und wird bald empirisch fassbar. **Eine frühe Menschenhorde war sehr schnell von einer zeitgleichen Affenhorde zu unterscheiden.** Die Menschen waren beständig in Angst und häuften Mittel auf Mittel gegen diese Angst: Nahrung, Kleidung, Waffen, Höhlen, immer mehr und immer mehr;

denn wie die Angst keine Grenze kennt, so auch nicht die Mittel gegen die Angst. Nichts davon war bei der Affenhorde zu sehen, sie haben Angst nur bei aktueller Bedrohung, und da heißt die Angst eher Furcht. Das eben ist die Angst in der Menschwerdung: Es ist die Erkenntnis der Unhaltbarkeit des Unterschiedes von Innen und Außen, man kann auch sagen, der Mensch erkennt seine Sterblichkeit.

Und jetzt, in dieser Situation, legt er sich die zweimal vier Unterschiede zu? Man mag noch viel mehr Unterschiede aufzählen, doch diese beiden Gruppen fallen sehr ins Auge. Und sie kulminieren in der Erkenntnis Gottes als des einzigen würdigen Widerparts des Menschen, in der Erkenntnis der Religion, die zugleich immer in der Gefahr der Entartung steht, in dem gleichen Maße, wie der Mensch als Mensch entartet. In dem gelungensten Fall werden Gott und Mensch eins in einer Person, Jesus Christus.

Doch zunächst die äußere Bearbeitung der Wirklichkeit durch den Menschen! Er gebraucht Werkzeuge, um sein Leben zu sichern, um besser essen und trinken zu können. Vor allem um die Versorgung sicher zu stellen, wendet er sich zwar nicht gleich, doch nach einiger Zeit vom Sammeln und Jagen ab und wird zum Ackerbauer und der Viehzüchter. Vor etwa zehntausend Jahren endete die letzte Eiszeit, und obwohl der Mensch schon lange Zeit vorher einige Werkzeuge benutzt hatte, entdeckte er erst jetzt die Vorteile der systematischen Nutzung dieser Mittel. Er entnimmt der Natur die Werkzeuge und macht die Natur selbst zu seinem Werkzeug. Vielleicht ist Sammeln und Jagen ja ein bequemes Leben, weil man sich so die Aussaat und die Aufzucht spart; doch ein solches Leben hat Grenzen. Man schätzt die Höchstleistung der Erde auf etwa zehn Millionen Menschen, die als Jäger und Sammler auf ihr Leben könnten, mehr kann sie nicht ernähren. Gegen Ende der Eiszeit, also vor etwa zehn Jahrtausenden war die Zahl der Menschen auf etwa fünf Millionen angewachsen, fast alle Jagdgründe und Sammelplätze waren besiedelt. Der geistige Schritt, um sein inneres Ich besser zu schützen, ja das Ich überhaupt zu erkennen, war wiederum erzwungen durch eine äußere Not, durch eine Überbevölkerung. Damals konnte die Erde, recht und schlecht, kaum mehr als die fünf Millionen Menschen ernähren, heute ernährt sie, recht und schlecht, über sechs Milliarden und bald sieben. Was sagt das dem Menschen über sich selbst? Ich würde meinen, es ist auf allen Ebenen der Natur die Lehre der Endlichkeit, die zur Unendlichkeit strebt und doch immer endlich bleibt: Der Mensch macht sich die Erde untertan, doch zum Meister und Besitzer der Natur bringt er es nicht.

Gegenüber dieser neolithischen Revolution im Werkzeuggebrauch sind die anderen äußeren Merkmale sehr viel älter. Die Unterkünfte der ältesten Menschen sind zwar Höhlen, doch wurden sie schon bald bewusst gepflegt und als Besitz betrachtet. Ähnlich alt ist das Tragen von Fellen, das von der rauhen Umwelt erzwungen wird, aber auch das Schamgefühl verstärkt, das einen weiteren Unterschied von Innen und Außen setzt. Sehr stark vom Gefühl des Innen legt das Begraben der Toten ein Zeugnis ab. Bestattungen gibt es seit fast hunderttausend Jahren, beim homo sapiens sehr früh und sehr stark, beim Neandertaler seltener, was auf einen gewissen Unterschied in der Menschwerdung hinweist. Dieses empirisch fassbare Außenverhalten ist eigentlich nicht als praktische Maßnahme zu verstehen, etwa im Sinne der Hygiene, bei Tieren geht es ja auch ohne; die Bestattung dient mehr dem Selbstgefühl der Überlebenden, die sich selbst und ihr Unverlierbares darin verehren. Selbst an diesem frühen Verhalten lässt der Mensch erkennen, was er über sich selbst denkt, sagen wir besser, was er über sich erahnt: Nicht alle Wirklichkeit ist bloße Natur, die ihm zuhanden ist.

Mit den vier freien Künsten von Rechnen, Schreiben, Lesen und Singen steht es wohl etwas anders. Sie sind vor allem ein Verhalten im Inneren selbst, das erst nachträglich eine

Beziehung nach außen sucht. Zum Beispiel ist das Rechnen oder die Mathematik ein geistiges Werk, das von außen angeregt ist, sich dann aber vom Zusammenzählen von Birnen und Äpfeln löst und keiner Beziehung zur Außenwelt mehr bedarf, wenn man vom Papier absieht, auf das der Rechner ein paar Zahlen und Formeln kritzelt. An sich braucht die Mathematik das nicht, doch Papier und Bleistift erleichtern das Geschäft. Und nun kommt das Wunder: Die neu entdeckten Zahlen, bis hin zu den irrationalen und den imaginären, erweisen sich als geeignet, die Außenwelt zu beschreiben. Das Fallgesetz von Galilei  $s = g/2t^2$  ist das erste große Wunder dieser Art, das erste mathematische Naturgesetz, mit dem sich die Natur als mathematikfähig erweist. Zum Teil, wie man genauer sagen muss, um der Wahrheit die Ehre zu geben, denn wir leben in einer endlichen Welt. Die Idee der Weltformel wäre dann die Idee, die Endlichkeit abzustreifen und das Fallgesetz grenzenlos auf alle Erscheinungen in der Natur zu erweitern. Gerade diese Idee ist aber gescheitert, und dieses Scheitern beginnt nun seinen Segen zu entfalten. Die Natur ist nur insofern mathematikfähig, als die Notwendigkeit in ihr echt ist; die Echtheit des Zufalls ist die Grenze der Mathematisierbarkeit. Die Statistik dringt noch ein wenig über die Grenze vor, zeigt aber nur die Zusammenarbeit von Zufall und Notwendigkeit. **Durch die Grenze wird endliche Freiheit möglich und Theologie denkbar.**

Was passiert, wenn der Mensch seine Innenwelt entdeckt? Ich füge Schreiben, Lesen und Singen gleich dem Rechnen hinzu. Das Ich, das ist die unmitteilbare Existenz, dieses Ich versucht über seinen Innenraum hinweg, das Innen und Außen seiner Lebenswelt in Beziehung zu setzen. Man könnte auch sagen, es versucht, einen Überblick über dieses Verhältnis zu bekommen. Daher ja auch die furiose Idee einer Weltformel, die ein grenzenlos erweitertes Fallgesetz hätte sein sollen. Erst das 20. Jahrhundert hat diesem großen Wahntraum ein Ende gesetzt. Woher kam der Traum? Ich nehme an, aus der Angst des Ich um sein Ich, wie schon der Frühmensch von der Angst bestimmt war, anders als sein Vetter, der Affe. Der Mensch sieht seinen Tod voraus; vielleicht kann ich ihm entgehen, denkt er, wenn ich alles in den Überblick bekomme. Siehe Descartes mit seinem ‚Discours‘ im Jahre 1637!

Fast vier Jahrhunderte währte der Traum vom Überblick. In der erwachten Nüchternheit nach dem Ende haben wir jetzt die Frage zu beantworten: Was ist der Mensch, wenn das sein Traum war und er es jetzt nicht mehr ist, wenn dieser Traum zu Ende geträumt ist?

Wir versuchen es mit dem letzten Alleinstellungsmerkmal, mit dem Singen. Wir können die Untersuchung mit einem Loblied auf die Schweiz verbinden. Johann Martin Usteri, geboren 1763 in Zürich und gestorben 1827 Rapperswil, war Dichter, Maler und Zeichner. Von ihm stammt aus dem Jahr 1793 das sinnige Gedicht mit dem berühmten Kehrvers:

„Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht, pflücket die Rose, eh‘ sie verblüht!“

Usteri hat das Wesen der endlichen Freiheit vorzüglich getroffen, besser als Heidegger, ich möchte sagen, doppelt so gut wie der Mann aus dem Schwarzwald. Beide sehen die Geworfenheit des Lebens, doch Heidegger kann sie nicht heiter annehmen, der Dichter aber tut es. Wer der Meinung frönt, er habe ein Anrecht auf das Leben, wer ein Selbstbestimmungsrecht für die Geburt in Anspruch nennt und das Leben sonst geworfen nennt, der hat die Heiterkeit verspielt, weil er die Endlichkeit des Lebens verspielt hat. Die Musik ist ein Tanz mit dem Tode, gewiss, mal ernst, mal heiter, aber immer wissend, wie sehr das Leben ein Geschenk ist. Weil das Leben ja einer ungeheuren kosmischen Wüste des Todes abgetrotzt ist und immer noch, sogar heute, für einige Augenblicke besteht. Glück ist das immer erneute Hinausschieben der Katastrophe, darin bewährt sich die endliche Freiheit.

### 1. 3 Die Krone der Schöpfung – psychologisch

**Satz 1. 3: Der Mensch in der Natur steht zugleich außerhalb der Natur. Darum kann es weder den Übermenschen noch den Untermenschen geben.**

Wie Heidegger ist auch Nietzsche alle Tage seines Lebens unglücklich gewesen, weil er mit den seinen überhellen Erkenntnissen nicht einverstanden war. Er ist einfach empört über die Wirklichkeit, Auflehnung überall: Gegen Gott, gegen die Natur, gegen die Gesellschaft, gegen sich selbst. Auch wenn sie ihn selbst geblendet hat, ist uns seine Hellsicht nützlich. Wir beginnen mit einer Beobachtung aus dem Jahr 1873. In der frühen Schrift ‚Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne‘ heißt es: ‚In irgend einem abgelegenen Winkel des in zahllosen Sonnensystemen flimmernd ausgegossenen Weltalls gab es einmal ein Gestirn, auf dem kluge Thiere das Erkennen erfanden. Es war die hochmüthigste und verlogenste Minute der ‚Weltgeschichte‘: aber doch nur eine Minute. Nach wenigen Athemzügen der Natur erstarrte das Gestirn, und die klugen Thiere mussten sterben.‘

An dieser Erkenntnis der Menschwerdung ist alles wahr, es fehlt nur die Zustimmung: Erkenntnis ja, Anerkenntnis nein. Der klassische Menschenhass setzt immer eine hellsichtige Erkenntnis voraus. Der Misanthrop sieht, was jedem Einzelnen fehlt, und kann es nicht verzeihen. Das letzte Lebewesen der Erde ist wirklich durch das Erkennen geboren, er besitzt ein gar nicht so schwer zu definierendes Wissen, wie wir oben gesehen haben, das wohl im Wissen vom eigenen Tod seinen Ursprung hat. Den Hochmut des Menschen benennt unser Misanthrop auch richtig, denn in der Erkenntnis seines Todes erkennt der Mensch seine Differenz zur Natur. Und Differenz heißt Distinktion, heißt Vornehmheit, heißt Hochmut und Stolz. Die Freiheit, die Seele, das Selbstbewusstsein, das Ich des Menschen sind nicht nur ein Produkt der Natur, sondern zugleich auch etwas anderes, ein Produkt einer anderen Welt. Es gibt eine größere Wirklichkeit als bloß die Natur, scheint der erste Mensch vom ersten Augenblick an zu fühlen. Diese Tatsache, vor allem aber die Wahrnehmung dieser Tatsache zieht die Empörung Nietzsches auf sich, er muss sie verschreien wie ein Raubtier, das in eine Herde einbricht. Er steht unter dem Zwang, das nicht zu wollen, was tatsächlich der Fall ist. Welchen Namen sollen wir dem Zwang geben, Tatsachen nicht sehen zu wollen? Unerklärlich! Oder vielleicht doch erklärlich mit dem Murmeln der Schlange: *Eritis sicut Deus*. Nietzsche möchte den Menschen an die Stelle Gottes setzen, das heißt natürlich, er selbst möchte an diese Stelle treten. Deshalb hat er sich zuletzt als den einzigen Menschensohn ausgerufen. Das Mittel, das er dazu in der Hand hat, ist die Natur. Er will den Menschen als natürliches Produkt des Weltalls und des Sonnensystems angesehen wissen, was ja auch wahr sein möchte, wenn die mechanische Physik vollständig wahr gewesen wäre, wovon die Intellektuellen im 19. Jahrhundert noch ausgehen mussten. Und so konnte Nietzsche der einzige Sohn Gottes sein, wenn die Natur der einzige Gott ist. Deshalb muss der Mensch zum Untermenschen, er muss zum Tier gedemütigt werden.

Der Wille zur Entmenschung kann auch den umgekehrten Weg einschlagen, den Weg zum Übermenschen. In späterer Zeit hat Nietzsche bekanntlich seine Meinung geändert und in eine andere Richtung geblickt. Wahrscheinlich hatte er inzwischen die Darwinischen Ideen aufgenommen. Diese andere Art der Erniedrigung des Menschen durch seine Erhöhung ist unter dem Titel des Übermenschen viel bekannter geworden als sein frühes Urteil zum Tier hinab. Im ersten Band seines Mythologiebuches ‚Also sprach Zarathustra‘ von 1883 geht er forsch in die andere Richtung, aus dem tiernahen Untermenschen soll jetzt der menschenferne Übermensch werden. Das Ziel allerdings bleibt das gleiche, die Abschaffung des Menschen. In der Vorrede zum ‚Zarathustra‘ heißt es: ‚*Ich lehre euch den Übermenschen*. Der Mensch ist Etwas,

was überwunden werden soll. ... Was ist der Affe für den Menschen? Ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham. Und ebendies soll der Mensch für den Übermenschen sein: ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham.'

Wir brauchen hier nur den Darwinismus zu nennen, von dem Nietzsche wohl abhängig war und dessen Spuren er, wie jeder Spitzbube, verwischen wollte. Das Ziel bleibt 1873 und 1883 das gleiche: Unbedingt dem Menschen die Sonderstellung nehmen, die er in der Natur hat, mit der er über die Natur hinaus reicht. Dazu will Nietzsche den Menschen zu einer Tiergattung machen und ihm eine Entwicklung *in* der Natur zusprechen, nach unten oder nach oben, das ist gleichgültig; Hauptsache, die Berührung des Menschen mit dem, was anders als die Natur ist, wird untersagt. Transzendenz in der Natur, also ein Weitersteigen auf der Leiter der Evolution, ist für den Naturalisten kein Problem. Wir sind nicht nur von dieser Welt, kann er ausrufen. Eine solche horizontale Transzendenz über den jetzigen Zustand der Welt hinaus in die Zukunft, ist kein Problem, doch eine Transzendenz über die Welt selbst hinaus, die ist verboten. Diese fürchtet der Naturalist wie der Teufel das Weihwasser. Denn das wäre die Berührung mit dem lebendigen Gott.

Wie steht es also mit dem Menschen? Ist er vollständig ein Mensch, oder geht es mit ihm noch weiter? Es lässt sich nicht leugnen: Vom Cro-Magnon-Menschen, dem wir überklugen Exemplare des *Homo sapiens sapiens* entstammen, bis hin zu Neil Armstrong, der einen kleinen Schritt für sich, doch einen großen für die Menschheit tat, als er im Juli 1969 seinen Fuß auf den Mondboden setzte, hat der Mensch wirklich viele Schritte getan und seinem Leben eine ganz andere Gestalt gegeben. Ist er deshalb kein Mensch mehr geblieben? Er kann jetzt fliegen wie die Engel, er ist (fast) allwissend und allgegenwärtig geworden wie Gott, aber unsterblich ist er nicht geworden. Das können wir als schöne Lehre aus der großen Anstrengung der Neuzeit lernen: Es gibt einen gewaltigen Fortschritt in der Geschichte, aber nicht mehr in der Natur. Der Mensch bewegt sich innerhalb der Menschengattung, nicht über sie hinaus. Das ist sein Elend, wenn er es Geworfensein nennt, aber sein Ruhm, wenn er es annimmt. Die Frage nach dem Menschen können wir jetzt etwas genauer stellen: Was ist er, der so sehr bei sich bleibt und doch so weit über sich hinaus geht? Wenn man ihn über seine positiven Leistungen definieren wollte, also über Wissenschaft und Technik, so wächst er ungeheuerlich seit dem Augenblick der Menschwerdung. Doch das eigentliche Problem des Menschseins wird dadurch nur ein wenig verschoben und kommt der Lösung nicht näher. Der Mensch ist das Lebewesen, das um seinen Tod weiß. Und da bewegt sich nichts. Da sind wir heute so schlau wie vor hunderttausend Jahren, als der erste Mensch erkannte: Ich werde sterben.

Unser unglücklich-überhellsichtiger Mensch weiß natürlich, wo er anzusetzen hat. Wieder lässt er Zarathustra sprechen, der sich in der Lehre von der ewigen Wiederkehr der Dinge einfach auf das 19. Jahrhundert, auf das damals plausible kausal-naturwissenschaftliche Denken beruft. ‚Die Seelen sind so sterblich wie die Leiber. Aber der Knoten von Ursachen kehrt wieder, in den ich verschlungen bin, – der wird mich wieder schaffen! Ich selber gehöre zu den Ursachen der ewigen Wiederkunft.‘ So im dritten Teil der Mythologie. Allerdings steht der Gedanke auf tönernen Füßen. Nietzsche bewertet das Sein allein vom Sollen her, was ein unglücklicher Gebrauch des Primates der praktischen Vernunft ist. Nietzsche erfährt die diesseitige Ewigkeit als grauenvolle Offenbarung; er bejaht sie mit Schrecken, um auf diese Weise den Schrecken los zu werden. Denn alle Lust will tiefe, tiefe Ewigkeit, wie er sehr richtig und in vollkommener Unerlöstheit schreien muss.

Doch die Neuzeit wendet sich in ihren Denkern gegen diese Denker und ihr Denken: Sie liefert den Stoff zu den Träumen und zerstört die Träume selbst und die Träumer. Ich möchte der

These Carl Friedrich von Weizsäckers beistimmen, der immer wiederholt hat, der harte Kern der Neuzeit sei die Naturwissenschaft gewesen. Die Wissenschaft hatte den Traum der Ewigkeit zu Anfang der Neuzeit als Programm geliefert, und sie hat ihn gleichzeitig, in Ausführung ihres Programms, zerstört. Die wissenschaftlichen Tatsachen bleiben Anhaltspunkte im Wirbel der Leidenschaften und Interessen, doch den Überblick über alle Wirklichkeit geben sie nicht. Die Natur ist nicht alle Wirklichkeit.

Beide Gedanken Zarathustras, der Übermensch und die ewige Wiederkehr, sind wissenschaftlich unhaltbar, sie waren schon im 19. Jahrhundert sehr unwahrscheinlich, jetzt, mit der Echtheit des Zufalls in der Natur, sind sie mit erdrückender Wahrscheinlichkeit falsch. Sie waren Dichterträume aus wissenschaftlichem Traummaterial. Formal tritt natürlich jede Wahrheit in der Gestalt einer Meinung auf, sie ist also bestreitbar, aber mehr als diese winzige Wahrscheinlichkeit, die nahe bei null liegt, hat Nietzsche nicht. Die Argumente der Physik konnte er nicht beurteilen, er spielte mit ihnen wie mit Spielmarken. Doch auch seine fähigsten Zeitgenossen, etwa Darwin und Boltzmann, waren damals von der Wissenschaft in die Irre geführt worden oder, besser gesagt, von ihren titanischen Träumen, deren Titanismus sie gar nicht wahrnahmen.

Damit haben wir zwar nicht den Beweis in der Hand, um den Menschen die Krone der Schöpfung aufzusetzen. Doch wir haben, auch mit Nietzsches Hilfe, überragende Argumente für seine gekrönte Stellung in der Welt. Bis zum Menschen hat die Natur eine gewaltige Geschichte durchlaufen, aber der Mensch, indem er diese Geschichte ganz in sich trägt, ist zugleich der Abschluss der Naturgeschichte. Wir sind Sternenstaub, das ist richtig, aber weil der Zufall echt ist, auch viel mehr als Sternenstaub. Die weit verbreitete und immer etwas rätselhaft gebliebene Unterscheidung zwischen Natur- und Kulturgeschichte findet hier ihre Aufklärung. In der Natur ist der Augenblick der Menschwerdung der Höhepunkt der äußeren Geschichte, in der Kultur beginnt er damit seine eigene Geschichte, um von dort, ganz unten, in eine Höhe zu steigen, die immer wächst und immer endlich bleibt. In der ersten Geschichte ist er selbst geschaffen worden, in der zweiten Geschichte beginnt er selbst zu schaffen. Das leitet über zur philosophischen Anthropologie, deren wichtigstes Ergebnis aus der empirischen Anthropologie dieses ist: **Die Freiheit, die der Mensch in sich als echt spürt, findet auch von außen gesehen nur noch Bestätigungen der Echtheit.** Mit dieser endlichen Freiheit in Raum und Zeit ist der Mensch nun beauftragt; mit dieser Freiheit ist er als Mensch geboren und fragt sich: Was soll ich tun?